

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 46.

Berlin, Dienstag den 16. April

1844.

Spanien.

Gautier's *Tras los Montes*.

Die Lust, Bergnügungs-Reisen in Spanien zu machen, scheint allmählig von den Engländern auf die Franzosen überzugehen. Herr Theophile Gautier, ein Schriftsteller von Talent, der unter den französischen Literaten eine geachtete Stelle einnimmt, hat unter dem Titel *Tras los Montes* (Jenseit der Berge) ein Reisewerk in zwei Bänden herausgegeben, das den werthvollsten Büchern ähnlichen Inhalts an die Seite zu stellen ist.

Die Franzosen reisen weniger häufig, als manche andere Nation; allein mit geringen Ausnahmen, zu denen wir freilich Männer wie Victor Hugo und Soulié zählen müssen, verstehen sie es, mit wahren Nutzen zu reisen und die Sitten und Gewohnheiten der von ihnen besuchten Völker zu beobachten; auch wecken sie überall persönliche Sympathie, da sie, im Widerspiel mit den Engländern, unter Fremden liebenswürdiger sind, als zuhause.

Herr Gautier besucht Spanien nicht wie ein gewöhnlicher Tourist, der gleichsam nur an der Halbinsel herumtappt, ein Paar Seehäfen und einige der zugänglichsten Städte in Augenschein nimmt, oder höchstens bis Madrid vordringt und wieder umkehrt. Er wandert durchs ganze Land, von den Pyrenäen bis zu den Säulen des Herkules, macht Abstecher, wo er es für gut findet, und kehrt über Catalonien nach Frankreich zurück. Im Anfang der Wanderung findet er seine Erwartungen etwas getäuscht; es macht ihm Verdruß, jene lokale Färbung, jene Originalität zu vermissen, die er allerwärts erwartet hatte, und fast möchte er in seinen Nachherbergen mit dem Wirthe zanken, weil die Laken und Umbänge der Betten reinlich, die Fußböden geschuert, die Stubenmädchen hübsch, und sauber gekleidet sind. Für einen Mann, der einer *posada* (*Logis*) à la Cervantes sich getröstet hatte, mit ihrem Knoblauchdunst, ihrem Fliegengesumme, ihren Maritorneffen und Maulthiertreibern, mußte die Täuschung allerdings grausam seyn. Sobald er aber in Castilien eintritt, findet er einigen Erfas in dem allmählig spanischer werdenden Charakter des Landes und seiner Bewohner.

„Zwischen Pancorbo und Burgo“ — so erzählt Herr Gautier — „kamen wir an mehreren halbzerstörten Dörfern vorüber, die sich ausnahmen, als hätte die Sonne sie verkalft. Ich glaube nicht, daß der Maler Decamps auf seinen Wanderungen im Herzen Kleinasiens jemals einen desolateren Anblick gehabt hat. In dem zerfallenen Gemäuer irrten ein Paar Individuen vom Esel-Geschlechte umher, das hier zu Lande einen ordentlich sinnenden und philosophischen Ausdruck hat, als wär' es seiner Nützlichkeit sich vollkommen bewußt. Außer den Eseln sah man nur noch prächtige Hunde von verschiedener Gattung, unter anderen mehrere ungeheure Windspiele, und hier und da eine Gruppe Bauerfinder, deren Augen aus ihrem langen verworrenen Haar wie schwarze Diamanten hervorblickten.“

Zwischen Valladolid und Madrid macht die Postkutsche eine längere Station zu Olmedo, vormalig einer ziemlich bedeutenden Stadt, die jetzt in Ruinen liegt. Ihre einsinkenden Festungswerke sind mit Eppich überwachsen, ihre Häuser größtentheils unbewohnt, und Gras wächst in den Straßen. Olmedo ist nur Eine von den Hunderten spanischer Städte, die nur noch Eulen und Fledermäuse zu Bewohnern haben. Die Bevölkerung der Halbinsel ist schrecklich gewesen; zur Zeit der Mauren-Herrschaft zählte sie 32 Millionen Seelen, die jetzt auf weniger als elf Millionen reduziert sind.

In Madrid angelangt, besucht Herr Gautier den Prado, das Escorial mit seinen 1100 Fenstern, die Puerta del Sol und alle übrige weltberühmte Gebäude und Plätze dieser Hauptstadt wie auch ihrer Umgebungen. Die Puerta del Sol (das Sonnenthor) ist durchaus kein Thor, sondern eine Kirchenmauer, auf die eine gelbe Sonne gemalt ist. Auf dem freien Plage vor derselben kommen die Müßiggänger und Neuigkeitskrämer von Madrid zusammen. Die Zahl dieser Leute kann nicht gering seyn, da der Platz von acht Uhr des Morgens an sich mit Menschen füllt. Hier hat man seit Ausbruch des Bürgerkrieges mehr Pläne zu Feldzügen entworfen, als 30 Generale in 30 Jahren gethan haben würden; mehr Regierungs-Wechsel sind hier besprochen worden, als jemals, seit Spanien ein christliches Land ist; zu Duzenden hat man in jeder Woche Minister entlassen, Generale abgesetzt, Schlachten geschlagen und Siege gewonnen. Tag für Tag stehen sie hier, diese politischen Kannegießer von Castilien, mit dem Mantel, dessen Falten immer dieselben bleiben, über der Schulter und dem Cigarrito zwischen ihrem safrangelben Daumen und Zeigefinger.

Von Madrid begiebt sich Herr G. nach Toledo, einer Stadt, die ihm

großes Interesse einflößt, obschon ihre spitzigen Pflastersteine jede Straße in eine *via dolorosa* verwandeln. Die fürchterliche Hitze machte den Durst so unlöslich, daß eine Reihe Kellner, die den Reisenden immerfort Krüge voll Wasser zukommen ließen, von der Pumpe bis in die Gaststube stand — eine wahre Löschkalt. Aus Herrn Gautier's Beschreibung dessen, was er in der Kathedrale gesehen, könnte man den Schluß ziehen, daß Spanien, trotz aller Invasionen und Umwälzungen der letzten 50 Jahre, noch Kostbarkeiten genug zum Schmuck seiner Altäre und seiner Heiligenbilder besitzt.

„In einer der Sakristeien“ — sagt unser Autor — „verwahrt man den Schatz der Kathedrale, namentlich: prachtvolle Priester-Kragen von Brokat, Gold- und Silberstoff, die schönsten Spitzen, Reliquien-Kästchen aus Email, riesenhafte silberne Leuchter, gestickte Fahnen etc. Ein anderes Gemach bewahrt in Schubfächern und Läden die Garderobe der Jungfrau Maria, einen Schmuck, wie ihn vielleicht Kleopatra selber nicht besessen hat. Man zeigte uns einige Kleidungsstücke: den Stoff des einen konnte Niemand unterscheiden, so gänzlich war es mit Blumengewinden und Arabesken aus den edelsten Perlen, darunter mehrere von erstaunlicher Größe, überstüdt. Man schätzte seinen Werth auf einige Millionen Franken!“ — Wir erfahren nicht, durch welches Wunder alle diese Schätze den Taschen der Franzosen oder der Parteien im Bürgerkriege entgangen sind.

Von Toledo geht die Reise nach Granada, dem großen Anziehungspunkte für die Reisenden in Spanien. Er macht auf dem Wege dahin einige Bekanntschaften und wird durch diese nach seiner Ankunft in mehreren Familien eingeführt. Die spanische Gesellschaft ist jedem Fremden sehr zugänglich, wenn er in den heiteren, ungezwungenen, herzlichen Ton dieser Tertulla's einstimmen kann, deren größter Zauber in der Abwesenheit aller Ceremonien besteht.

„Es ist unmöglich“ — sagt der Verf. — „eine noch herzlichere und gastfreundlichere Aufnahme zu finden, als wir sie in jedem hiesigen Zirkel gefunden haben. Schon nach fünf oder sechs Tagen waren wir mit mehreren Familien auf ganz vertrautem Fuße; sie nannten uns, nach spanischer Sitte, bei unseren Vornamen, und wir bedienten uns gegen Herren und Damen derselben Freiheit, einer Freiheit, neben welcher die höflichsten Sitten und die zarteste Aufmerksamkeit sehr wohl bestehen können. Eine Tertulla beginnt um acht Uhr Abends und dauert bis Mitternacht. Gewöhnlich kommt man im *Patio* zusammen, einem inneren Hofraume, der mit Stein- oder Marmorplatten gepflastert und von Säulen aus demselben Material umgeben ist. In der Mitte desselben erhebt sich ein Springbrunnen, dessen Wasser auf die ihn umgebenden blühenden Sträucher und Orangenbäume fällt. An der Mauer sind sechs oder acht Lampen befestigt; in den Ecken stehen einige Guitarren, ein Klavier und ein Tisch zum Kartenspiel.“

„Jedem ankommenden Gaste bietet die Hausfrau ein Täschchen Schokolade, das gewöhnlich ausgeschlagen wird, und einen Cigarrito, den er selten ausschlägt. Dann schließt er sich an eine der im *Patio* zerstreuten Gruppen. Die älteren Personen spielen Karte; die Jugend schwätzt, scherzt oder spielt allerlei Gesellschaftsspiele, welche die Spanier in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit besitzen. Droht die Unterhaltung einzuschlafen, so nimmt einer der Männer eine Guitarre vor und stimmt irgend ein komisches andalusisches Lied an, das mit vielen *ay!* und *ola!* untermengt ist, oder eine Dame setzt sich ans Klavier, giebt etwas von Bellini zum Besten oder singt eine Ballade, die Breton de los Herreros komponiert hat. Den Beschluß der Tertulla macht oft ein kleiner Ball, bei dem aber leider weder die Jota, noch der *Fandango* oder *Bolero* getanzt wird, sondern *Quadrillen*, *Rigodon's* und *Walzer*. Nationaltänze werden jetzt dem Gesinde und den Zigeunern überlassen. Nur einmal, und zwar auf unser dringendes Ersuchen, tanzten die beiden Töchter der Dame, in deren Hause wir uns befanden, einen *Bolero*; vorher aber verschlossen sie sorgfältig die Fenster und Thüren zum *Patio*, so groß war ihre Besorgniß, einen Skandal zu verursachen. Die heutigen Spanier sehen verlegen und fast ärgerlich aus, wenn man ihnen von *Cachucha's*, *Castagnetten*, *Majo's*, *Manola's*, *Mönchen*, *Contrebandisten* und *Stergefechten* spricht, obschon sie im Grunde ihres Herzens an allen diesen echt nationalen und charakteristischen Dingen großen Geschmack finden.“

„Ist der Tanz vorüber, so empfiehlt man sich mit einem *à los pies de Ustedes* an die Damen und *beso à Ustedes las manos* an die Herren. Die Antwort ist ein freundliches *buena noche* oder, wenn es Mehreren gilt, *buenas noches* (denn Jeder hat ja seine Nacht für sich), und *hasta mañana* (bis morgen)! — Es verdient Bemerkung, daß in Spanien selbst Leute von der niedrigsten Klasse einander Rückfichten beweisen, zu denen die Brutalität unserer

gemeinen Leute in Frankreich ungeheuer kontrastirt. Freilich kann auch ein beleidigendes Wort ein Degen- oder Dolchstoß erfolgen, wie weiland in unserem Frankreich, dessen sprichwörtliche Artigkeit gänzlich verschwunden ist, seitdem die Sitte, Degen zu tragen, nicht mehr besteht.“

Herr Gautier verweilt lange in Granada, besucht die Alhambra zu wiederholten Malen und schenkt auch dem Viertel der Zigeuner gebührende Aufmerksamkeit. Bevor er diese Stadt verläßt, giebt er uns einen bündigen Inbegriff seiner Beobachtungen, die er über den Charakter der Bewohner angestellt:

„Das Leben in Granada hat wenig Abwechslung; öffentliche Belustigungen und Zeitvertreibe giebt es in geringer Zahl. Das Theater ist im Sommer geschlossen; Stiergefächte werden nicht regelmäßig gegeben; an Kasino's oder Klubs fehlt es ganz, und ausländische Zeitschriften findet man nur auf dem Liceo (Lyceum), dessen Mitglieder dann und wann sich versammeln und gemeinschaftlich Sagen oder Gedichte lesen, auch wohl dramatische Stücke auführen, die irgend ein junger, zur Gesellschaft gehörender Autor geschrieben hat.

„Jedermann scheint auf das gewissenhafteste mit Nichtsthun beschäftigt: Cigarren-Rauchen, Abfassung von Couplet's und Epigrammen, Intriguen und Kartenspiel füllen die Zeit aus. Man bemerkt nirgends jene Unruhe, jenes Bedürfnis nach Thätigkeit und Wechsel des Ortes, welche die nördlicher wohnenden Völker charakterisiren. Die Spanier sind große Lebens-Philosophen in ihrer Art: sie legen nur geringen Werth auf die Bedürfnisse des materiellen Daseyns, und was man Comfort nennt, das ist ihnen ganz gleichgültig. Von einem herrlichen Klima begünstigt, können sie das Daseyn auf seine einfachste Form zurückführen; ihre Nüchternheit und Mäßigung in allen Stücken erzeugen große Freiheit und Unabhängigkeit — mit einem Worte, sie haben Zeit zu leben. Ein Spanier hält es für überflüssig, ja für thöricht, über die Bedürfnisse des Augenblicks hinauszudenken. Der Handarbeiter, der einige Reales verdient hat, wirft seine gestickte Jacke über die Schulter, greift zu seiner Gitarre, und tanzt und erlustigt sich, bis der letzte Maravedi durchgebracht ist: dann geht er wieder unverdrossen an die Arbeit. Für wenige Reales hat der Mann vom Volke ein köstliches weißes Brod, ein ungeheures Stück Melone und ein Gläschen Anisillo (Anisöl). Sein Mantel schützt ihn gegen Nachfröste, und er lagert sich, wenn er's nicht besser haben kann, unter freiem Himmel oder im Portico eines Hauses.

„Für jemand, der aus Paris oder London, diesen zwei Haupt-Strudeln fieberhafter Rührigkeit, kommt, ist das Leben in Süd-Spanien der auffallendste aller Kontraste — ein Leben, das ganz mit Herumschlendern, geselliger Unterhaltung, Musik, Tanz und Siesta hingeht. Der Fremde staunt über die ruhige Heiterkeit auf allen Gesichtern. Jeder wandelt gemächlich einher, die Schattenseite der Straße wählend, bleibt gern bei Bekannten stehen, um mit ihnen zu plaudern, und macht sich augenscheinlich keine Sorge, ob er früher oder später da ankommt, wohin er gehen will. Die Gewißheit, daß auf der Bahn des Ehrgeizes kein weites Vordringen möglich ist, vernichtet allen Ehrgeiz. Glänzende Ausichten sind der jungen Generation so gut als ganz abgeschnitten: die unternehmendsten Jünglinge gehen nach Manilla oder Havana, oder nehmen Militär-Dienste, in denen sie aber, wegen des schlechten Zustandes der spanischen Finanzen, Jahre lang ohne Sold sich begnügen müssen.

„Von dem fast sprichwörtlichen Stolze der Spanier habe ich keine Symptome bemerkt. Das Benehmen der Spanier erscheint mir im Gegentheil sehr schlicht und human. Das heutige Spanien ist, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch thatsächlich, ein wahres Land der Gleichheit. Der Bettler ersucht den vornehmsten Mann, sein Papier-Cigarrito an dessen Havana-Cigarro ansetzen zu dürfen, und dieser gestattet es ihm ohne affectirte Herablassung — die Gräfin oder Marquise lächelt, wenn sie über die Körper der zerlumpten Proletarier schreitet, die auf den Stufen ihres Palastes schnarchen; und auf einer Reise wird sie im Nothfall kein Bedenken tragen, mit ihrem Kutscher oder Jäger aus einem Glase zu trinken. Ein Engländer, der von Sevilla nach Xerez reiste, ließ seinen Caletero (Kutscher) in der Küche des Gasthofs speisen, was der spanischen Sitte ganz zuwider ist. Der Caletero, welcher in seinem Herzen dachte, ein Keger könne sich's schon als Ehre anrechnen, mit ihm an derselben Tafel zu sitzen, verbiß seinen Aerger, bis sie wieder mit einander unterwegs waren und eine Art von Wüste, drei bis vier Leguas hinter Xerez, erreicht hatten. Hier packte der sehr nervige Kerl den Engländer plötzlich beim Kragen, schleuderte ihn aus dem Fuhrwerk und sprach: „So, mein Señor! Ihr dachtet, ich, Don Balbino Bustamente y Drozzo, sey nicht werth, an Eurer Tafel zu sitzen; und ich für meinen Theil denke, daß Ihr nicht werth seyd, in meiner Kalesche zu sitzen — Adios!“ Der Caletero fuhr weiter, und der Engländer mußte sich zu einer Fußpartie bequemen.“

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Neueste Entdeckungen an der Nordküste Amerika's.

(Schluß.)

Simpson traf hier am 29. September ein. Die Gesellschaft fand ihre kleinen und schlichten Wohnhäuschen aus Holz so gut aufgeführt, als das dürftige Baumaterial des Landes erlaubte, aber dem Klima sehr schlecht angemessen. Vom 11. November bis Ende Januar war die Kälte gewöhnlich 32° bis 33° unter Null, einige Mal sogar 50°. Bei 49° lud der Verfasser eine Kugel aus

gefrorenem Quecksilber in sein Pistol und schoss sie durch ein zollweites Brett. Die tägliche Speyeration jedes Mannes betrug, wenn man Vorrath genug hatte, acht bis zwölf Pfund Fleisch — eine ungeheure Quantität, mit der Consumtion in mäßigen Klimaten verglichen!

Am 11. März hatte die Kälte den höchsten Grad erreicht. Ein Spiritus-Thermometer stand auf 60°, ein anderes auf 66°.

Bären Simpson's lebendiger Geist und kraftvoller Körper in dieser langen und langweiligen Absperrung ganz unbeschäftigt gewesen, so hätte er vielleicht mit einer zweiten Kugel aus gefrorenem Quecksilber sein Daseyn geendet. Allein es fehlte ihm nicht an Zerstreuung und Thätigkeit. Seine winterlichen Ausflüge am Großen Bärensee und in der Nachbarschaft erstreckten sich über tausend Miles weit. Am 27. März brach er mit zwei Männern und vier Hundten auf, um das Land zwischen Bärensee und Kupferminen-Fluß, den beabsichtigten Weg nach dem Meere, zu erforschen.

Das nächste große Ziel der Instructionen des Herrn Simpson war die Untersuchung der unerforschten Küste zwischen Franklin's Turnagain-Spitze und der Mündung des Elewotfscho. Zu diesem Ende sollte er durch den Kupferminen-Fluß die Küste erreichen; es stand ihm aber frei, zwei Sommer auf den Versuch zu verwenden. Die Gesellschaft trat nun am 6. Juni 1838 ihre neue Reise an und erreichte am 20ten den Ort, wo der Dease-Fluß in den Kupferminen-Fluß mündet. Die Wasserfälle des letzteren machen das Fahren auf demselben sehr gefährlich; aber Geschick und Ausdauer halfen durch.

„Der Tag“ — so erzählt unser Reisender — „war hell und schön, als wir so eine jähe Stelle um die andere hinabglitten. Dit kostete es uns verzweifelte Anstrengung, außerhalb der stärksten Zugkraft (suction) dieser Abhänge zu bleiben, an deren Basis die Brandung fürchterlich schäumte und wüthete. Kurz vor Mittag bekamen wir Franklin's Escape-Rapid (Wasserfall des Entkommens) zu Gesicht, und ein Blick auf die überhängenden Felsen sagte uns schon, daß hier keine andere Wahl blieb, als mit Saak und Paak hinabzuschleusen. In einem Augenblick hatte der Strudel uns gefaßt, und ehe wir's uns versahen, wurde mein Boot zu einem isolirten Felsen fortgerissen, den der Wellenschwall beinahe verdeckte. Es blieb uns keine andere Rettung, als zwischen ihm und der hohen östlichen Klippe hindurch zu steuern. Der Befehl war gegeben, und Jeder hielt vor Erwartung den Athem an sich. Ein Strom, der aus einer Höhe von mehr als hundert Fuß auf uns herabstürzte, mischte sich mit dem Wische aus dem Strudel, und wir erhielten ein fürchterliches Douché-Bad. Der Paak war ungefähr acht Fuß breit, und wären wir zur Rechten oder zur Linken nur um einen Fuß von der Linie abgewichen, so hätte es uns das Leben gekostet: allein unser Boot schoss, Dank der großen Geschicklichkeit Sinclair's, ganz unverfehrt zwischen den Rinnsalen des Todes hindurch.“

Vom 1. bis zum 17. Juli wurde die Gesellschaft durch das Eis an der Mündung des Kupferminen-Flusses aufgehalten. Dann krochen sie bis zum 19. August die Küste entlang bis an den von Franklin erreichten Punkt, und hier überzeugten sie sich, daß sie in der Lotterie der arktischen Sommer eine Nieme gezogen. Franklin hatte von diesem Punkte aus am 16. August 1821 ein vollständig eisfreies Meer gesehen; vor Simpson's und seiner Gefährten Augen lag aber im Osten ein ununterbrochener, von Schnee schimmernder Eisdam, der sich mit der neuen Eisgestaltung des nahenden Winters augenscheinlich bald vereinigen sollte; und hinter ihnen, in Westen, rückten die vereinzelten Massen, durch welche die Gesellschaft ihren Weg gebrochen hatte, unter dem Druck der Sturmwinde dicht an einander. Diese entmutigenden Umstände bestimmten Herrn Simpson wieder zu einer Zustreise von ungefähr zehn Tagen, und zwar mit sieben Leuten. Herr Dease und die übrigen fünf Leute sollten in einem ihrer zwei Boote nachfolgen, falls Wind und Wetter so umschlugen, daß es möglich würde. Dieses Unternehmen hatte guten Erfolg. Franklin's entferntester Punkt war am Osten überschritten, und von einem Kap, das nur wenig darüber hinausliegt, entdeckte man 20 oder 25 Miles gegen Norden ein Land, das von Westen nach Nordosten lief. War dieses Land eine Insel oder ein Theil des Continents? ging man die Küste einer Bai oder des Gestade eines kontinuierlichen Meeres entlang? Dieses Problem löste sich am 23ten, an welchem Tage Simpson schreibt:

„Die Küste führte etwas mehr gegen Norden. Das Wandern war äußerst beschwerlich; gleichwohl schritten wir muthig vorwärts, indem Alle hinsichtlich des großen Landes im Norden, das gar kein Ende nehmen wollte, voll Erwartung waren. Längs der entfernten Küste desselben warf ein breiter Kanal offenen Wassers die Strahlen der untergehenden Sonne zurück, während das Eis an unserer Küste noch ganz fest saß und viele Miles in die See reichte. Als wir schon am Abend einem hohen Kap uns näherten, war rings herum Land zu sehen, und unsere schlimmsten Befürchtungen schienen bestätigt. Mit dem Gefühle bitterer Täuschung kletterte ich die Höhe hinauf; aber von dem Gipfel des Kaps eröffnete sich mir eine weite und prächtige Aussicht. Wie durch einen Zauber umgewandelt, rollte die See ihre freien Wogen zu meinen Füßen und weiter als die Blicke reichten nach Osten hin. Eilande von verschiedener Gestalt und Größe waren auf ihrer Oberfläche zerstreut; und das Land im Norden endete in ein mächtiges, östnordöstlich gewendetes und 30—40 Miles entferntes Kap, während die Küste des Festlands eine südöstliche Wendung nahm. Ich stand auf einer bedeutenden Anhöhe an der östlichen Mündung einer von Eis verstopften Meerenge. Dem ausgedehnten Lande im Norden gab ich den Namen unserer Herrscherin, der Königin Viktoria. Seine östliche sichtbare Extremität nannte ich Kap Yelly, dem Statthalter der Hudsons-Bai-Compagnie zu Ehren, und das Vorgebirge, wo wir lagerten, meinem einzigen Bruder zu Ehren, Kap Alexander.“

Es war also nun ein Weg längs der Südküste von Viktoria-Land ostwärts in die See entdeckt; und zwar konnte man diese offene See erreichen, während noch ein unurchringlicher Eiswall die Küsten des Kontinentes umzog.

Am 29ten traf Simpson wieder mit Herrn Dease und seinen Begleitern zusammen, die bis zum vorhergehenden Tage im Eise versperret gewesen. Das schlechte Wetter und die vorgerückte Jahreszeit erweckten jetzt bei den Meisten große Sehnsucht nach den Winterquartieren, und Simpson fügte sich widerstrebend dem allgemeinen Wunsche.

Der Sommer 1838 war unseren Entdeckern günstiger als der vorhergehende. Als die Gesellschaft am 19. Juni den Kupferminen-Fluß erreichte, fand sie, daß das Eis zehn Tage früher als im vorigen Jahre aufgehört hatte, stromab zu treiben. Die Wasserfälle wurden mit weniger Beschwerde zurückgelegt; und als man am 18. Juli Kap Barrow erreichte, fand man den weit ausgebreiteten Krönungsgolf theilweise offen. Nachdem die Reisenden durch das quer über der Einfahrt zum Kap Franklin lagernde Eis gedrungen waren, gelangten sie da, wo im vorigen Jahre ein ununterbrochener Damm ihnen den Weg versperret hatte, in einen offenen, zwei Miles breiten Kanal. Am 8. August waren sie bis zum 99ten Längengrad, d. h. ungefähr 11 Grade ostwärts von dem Punkt ihrer Abfahrt, an der Küste hingesteuert. Am 10ten schreibt Herr Simpson:

„Wir steuerten den ganzen Tag zwischen Inseln in nordöstlicher Richtung vorwärts, und Einige besorgten schon, wir seyen vom Festlande ganz abgekommen, bis wir am Abend in ein südöstlich laufendes Fahrwasser kamen. Die Stärke der aus jener Himmelsgegend dringenden Ebbe ließ keinen Zweifel mehr an der Nachbarschaft eines offenen Meeres, das zu der Mündung von Bac's Großem Fiß-River führte. . . . Ich muß aufrichtig gestehen, daß wir nicht darauf vorbereitet waren, ein solches Fahrwasser so weit im Süden zu finden; wir hatten vielmehr darauf gerechnet, daß wir zuvor um das Kap Felix des Capitain Ross fahren würden, in dessen Richtung die Küste noch kürzlich gezogen war. Das ausgebreitete Land, auf welchem jenes bedeutende Kap sich erhebt, bildet die Nordküste der Straße, die wir am 11ten passirt hatten, und die uns am selben Nachmittag durch einen nur drei Miles breiten Kanal in das sehnlich verlangte östliche Meer führte. Ich war der Erste, der diesen prächtigen Anblick hatte, und zwar vom Gipfel eines der höchsten Eilande aus Kalkstein. Die frohe Kunde kam bald an Herrn Dease; und selbst die Kleinmüthigsten unserer Leute vergaßen eine Zeit lang die große Strecke, die wir auf der Rückkehr nach den Winterquartieren zurücklegen mußten.“

Ein heftiger Westwind befreite die Reisegesellschaft aus dem Labyrinth von Inseln, das sie lange aufgehalten hatte, und am 13ten schreibt Simpson: „Als wir um eine sehr scharfe Landspitze an der Windseite unserer Bote fuhren, landete ich und sah eine vollkommene Sandwüste vor meinen Blicken ausgebreitet. Es war Bac's Point Sir C. Dgle, das wir endlich erreicht hatten!“

Jetzt hatte unser Reisender seinen Instructionen vollkommen Genüge geleistet; allein er wünschte natürlich, seine Entdeckungen so weit ostwärts über Sir C. Bac's Gränze hinaus fortsetzen zu können, als die Jahreszeit es erlauben würde. Er hielt es immer noch für möglich, daß der Ithmus, dessen Vorhandenseyn in der Gegend, die ihm John Ross angewiesen, er bezweifelt hatte, weiter ostwärts sich finden könne. Die Mannschaft fügte sich ohne Murren in diese unerwartete Verlängerung ihrer Strapazen — ein Umstand, der ihnen selbst und den Befehlshabern, die ihre Zuneigung gewonnen hatten, viel Ehre macht. Der Große Fiß-River und die anderen Ströme, welche diese Küste erreichen, fließen durch waldlose Strecken, ein Umstand, der die Lage des Küstenschiffers sehr erschwert, da er kein Treibholz als Brennstoff findet und mit rohem Pemmitan und kaltem Wasser fürlieb nehmen muß. Selbst ersteres war auf der Fahrt zwischen den Inseln eine Seltenheit; und ein von Sir C. Bac auf der Insel Montreal zurückgelassener Vorrath an Lebensmitteln bestand nur aus Pemmitan, das von Maden wimmelte, und Chokolade, die seit fünf Jahren vermodert war. Allein unsere Reisenden befiengen alle diese Schwierigkeiten und fuhren von Montreal-Insel nach der östlichen Küste, zu einem Kap, das etwas nördlich von Kap Hay, der äußersten von C. Bac gesehenen Spitze, gelegen ist und welchem sie den Namen „Kap Britannia“ gaben. Von dort aus segelten sie bei gutem Wind und wogendem Meere dreißig Miles weiter zu einem anderen Kap, das sie „Lord Selkirk“ taufen, und waren am 20ten noch drei Miles vorgerückt, als die plötzliche Rückkehr des Nordostwindes sie in die Mündung eines kleinen Flusses einzulaufen nöthigte.

„Es war uns jetzt“ — sagt Herr Simpson — „ganz einleuchtend, daß die rechte Zeit unserer Rückfahrt nach dem Kupferminen-Flusse gekommen sey, und daß fernere Wagnisse nur den Untergang der ganzen Gesellschaft herbeigeführt hätten. Unsere Leute erhielten deshalb die Weisung, ein Denkmal unserer Anwesenheit an diesem Orte zu errichten, während Herr Dease und ich eine drei Miles abliegende Anhöhe bestiegen, um den weiteren Zug der Küste zu sehen. Diese behielt noch fünf Miles weit dieselbe Richtung und schien dann etwas rechts einzulenken. Weit ab lagen mehrere hervorragende Inseln, und im noch entfernteren Nordosten erschien wie zuvor ein blaues Stück Hochland. Dieses nannten wir Kap Sir J. Ross; es ist höchst wahrscheinlich eines der südöstlichen Vorgebirge Boothia's. Wir konnten also kaum bezweifeln, daß wir jetzt den großen Golf erreicht hatten, von welchem die Eskimo's sagten, daß er viele Inseln enthalte, eine Menge Einschnitte habe und im Süden bis auf 40 Miles von der Repulse- und Wager-Bai sich ausdehne. Die Erforschung eines solchen Meerbusens bis zur Fury- und Pella-Strasse würde nothwendig alle Zeit und Kräfte einer anderen Expedition erheischen, die auch ein dem Schauplatz ihrer Untersuchungen viel näher liegendes Winterquartier, als

den Großen Bärensee, haben müßte; und wir waren überzeugt, daß die ehrenwerthe Compagnie, die für Entdeckungen schon so viel gethan, mit ihrer Freigebigkeit nicht eher ruhen werde, bis die Nordgränzen des großen Welttheils vollkommen ermittelt seyn würden.“ (Quarterly Review.)

Nord-Amerikanische Sagen.

Puck-Wudsch-Imini, oder die Entstehung des Morgensterns.

(Eine Sage der Ojibwäs. *)

Einst gab es eine Zeit, wo alle Bewohner der Erde gestorben und nur zwei hülflose Kinder, ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen, am Leben geblieben waren. Als die Aeltern dieser Kinder starben, schliefen beide. Das kleine Mädchen, das älteste von ihnen, erwachte zuerst. Sie erhob sich, blickte um sich, und da sie Niemand als ihren kleinen Bruder sah, der noch schlief, legte sie sich wieder ruhig nieder. Als das Ende des zehnten Tages herangekommen, bewegte sich auch dieser, ohne daß er jedoch die Augen aufgeschlagen. Als nun abermals zehn Tage vergangen, änderte er seine bisherige Lage und legte sich auf die andere Seite. Das Mädchen wuchs bald zur Frau heran, der Knabe aber blieb sehr klein, und es währte gar lange, bevor er nur kriechen konnte. Nachdem er endlich auch gehen gelernt, machte ihm seine Schwester einen kleinen Bogen und eben solche Pfeile, hing ihm eine kleine Muschel um den Nacken und sagte: du sollst Wa-Dais-Ais-Imid oder der Mann mit der kleinen Muschel heißen.

Jeden Tag ging er nun mit seinem Bogen und seinen Pfeilen aus, um kleine Vögel zu erlegen. Der erste Vogel, den er tödtete, war eine Meise; und als er diese seiner Schwester brachte, war sie ungemein erfreut. Sie zog die Haut derselben sorgfältig ab, stopfte diese aus und verbarg sie vor ihm. Am nächsten Tage schoss er ein rothes Eichhörnchen. Auch dieses hob seine Schwester auf. Den dritten Tag erlegte er ein Rebhuhn, das sie ebenfalls abzog und wegstellte. So wuchs sein Muth immer mehr, und schon entfernte er sich weite Strecken vom Hause, bis seine Gewandtheit und seine Erfolge auf der Jagd täglich zunahmen und er endlich selbst den Bären, das Reh, das Elenn und andere große Thiere des Waldes tödten konnte. So wurde er ein berühmter Jäger.

Ojibwon er bereits die volle Reife der Jahre erlangt, so war er doch nicht größer als ein Kind. Als er nun eines Tages auf die Jagd ging, kam er an die Ufer eines kleinen Sees. Es war Winter. Auf dem Eise sah er einen Mann, der Biber tödtete. Dieser Mann schien ihm ein Riese zu seyn; denn als er sich mit ihm verglich, kam er sich wie ein Insekt vor. Er setzte sich nun an dem Ufer nieder und beobachtete die Bewegungen jenes. Als der Mann aber eine hinlängliche Anzahl von Bibern erschlagen, band er sie auf einen Handschlitten, den er mitgebracht, und verfolgte seinen Weg nach Hause. Wie dies der kleine Mann mit der kleinen Muschel wahrnahm, folgte er jenem, schwenkte seine Zaubermuschel, hieb einem der Biber den Schwanz ab und eilte mit der Beute zu seiner Schwester. Als der Fremde aber mit dem Schlitten voll Biber seine Hütte erreicht hatte, war er nicht wenig erstaunt, daß einem der Biber der Schwanz fehlte, denn er hatte den kleinen Krieger mit der Muschel gar nicht wahrgenommen.

Am nächsten Tage ging Wa-Dais-Ais-Imid wieder zum See; der Mann hatte seine getödteten Biber bereits auf seinen Odaa-bon oder Schlitten gelegt und war eben im Begriff, nach Hause zurückzukehren. Der kleine Mann eilte ihm daher schnell voraus und setzte sich abermals in den Besitz eines Biberchwanzes. Als nun aber der große Mann sah, daß er wieder einen der besten Theile des Thieres verloren, wurde er zornig. „Ich möchte doch wissen“, sagte er, „welcher Hund mich so hintergeht. Bekomme ich ihn in meine Gewalt, dann soll er bald die Spitze meiner Lanze kennen lernen.“ Am folgenden Tage ging er wieder zum Biberdeich, und der kleine Mann mit der Muschel verfolgte ihn auch heute. Der Jäger hatte sich aber so beeilt, daß er Alles schon fertig und bereits seine Wohnung ziemlich erreicht hatte, bevor ihn unser winziger Held einholen konnte. Dieser schwenkte augenblicklich seine Muschel und hieb wiederum einen Biberchwanz ab. Bei allen diesen Schelmenstreichen hatte er sich aber bisher immer unsichtbar gemacht und war daher fortwährend der Entdeckung entgangen. Da nun der Mann sah, daß ihm ein und derselbe Streich so oft gespielt wurde, wuchs sein Zorn so sehr an, daß er endlich in Worten sich Luft machte. Er sah überall nach, ob er nicht irgendwo eine Spur des Diebes entdecken könnte; er fand aber keine, denn sein unbekannter Begleiter war so leise aufgetreten, daß er keine hinterlassen. Da entschloß er sich, am nächsten Morgen sehr früh nach seinem Biberweicher zu gehen, um dadurch dem unsichtbaren Diebe zuvorzukommen. Als nun Wa-Dais-Ais-Imid den Ort erreichte, fand er zwar die Zeichen der Thätigkeit des großen Mannes, dieser selbst aber war bereits zurückgekehrt. Er folgte der Spur, konnte ihn aber nicht überholen. Als er in der Nähe der Hütte ankam, sah er den Fremden vor dieser, wie er eben damit beschäftigt war, die Biber ab-zuziehen. Er stellte sich vor ihn hin und dachte bei sich: ich werde mich von ihm sehen lassen. Plötzlich sah der Mann, der Niemand anders war als Manabozho**, empor und bemerkte den kleinen Krieger. Nachdem ihn Mana-

*) Aus Schoolcraft's Algie Researches. Vgl. Nr. 43 des „Magazin“.

** Manabozho ist gewissermaßen der Rätezahl der indianischen Wärschenwelt.

bozbo eine Zeit lang betrachtet, sagte er: „Wer bist du denn eigentlich, kleiner Mann? ich habe große Lust, dich zu tödten.“ Der kleine Held mit der Maschel aber erwiderte: „Wenn du auch Lust in dir verspüren solltest, mich zu tödten, so wird dir dies doch nicht gelingen.“

Wie er aber nach Hause kam, sagte er seiner Schwester, daß sie sich nun trennen müßten. „Ich muß dich verlassen“, redete er sie an, „es ist nun einmal so bestimmt. Und auch du“, fuhr er fort, „darfst nicht hier bleiben. Darum sage mir, wo du am liebsten wohnen möchtest.“ Sie antwortete: „Der Wunsch meines Herzens zieht mich dem andbrechenden Tage entgegen. Den Osten hab' ich von jeher am meisten geliebt. Der erste Schimmer des Lichts verbreitet sich aus dieser Richtung über die Erde: für mich ist sie daher der schönste Theil des Himmels. Bin ich dorthin gegangen, mein Bruder, und du siehst die Wolken jener Gegend sich im bunten Farbenwechsel wieder spiegeln, dann kannst du fest glauben: meine Schwester malt ihre Wangen.“

„Und ich, meine Schwester“, fuhr er fort, „werde fortan auf den Bergen und auf den Felsen leben. Dort kann ich dich mit dem frühesten Morgen sehen, dort sind die Wasserströme klar und die Luft ist rein. Von jetzt an wird man mich Puck-Windschü-Intini oder den kleinen, wilden Mann der Berge nennen.“

„Doch, bevor wir uns für immer trennen“, fügte er nach einiger Zeit hinzu, „muß ich mich noch aufmachen und einige Manito's*) auffuchen.“ Er verließ sie daher, wanderte über die Oberfläche der Erde und stieg in diese hinab. Wohin er auch kam, überall wurde er gut aufgenommen, bis er endlich zu einem Riesenmanito gelangte, der einen großen Kessel besaß, welcher fortwährend kochte. Der Riese sah ihn mit strengen Blicken an, nahm ihn in seine große Hand und warf ihn ohne alle Umstände in den Kessel. Durch die Macht seines Schutzgeistes wurde er aber vor jeglicher Gefahr behütet und kam nach vieler Mühe und Anstrengung wieder aus dem Kessel heraus, worauf er dem Riesen entfloß. Da kehrte er zu seiner Schwester zurück, theilte ihr den Ausgang seiner Fahrten und Abenteuer mit und schloß seine Erzählung damit, daß er zu ihr sagte: „Siehe, Schwester, in jedem Winkel der Erde wohnt ein Manito. Außer diesen aber giebt es noch einen, der über ihnen wohnt, weit im Himmel; und dann fand ich einen, der böse war, dieser lebt tief in der Erde. Wir müssen jetzt scheiden. Sobald der Wind aus den vier Winkeln der Erde bläst, dann mußt du aufbrechen, denn die Winde werden dich an den Ort tragen, den ich dir auferlegen. Ich aber eile auf die Felsen und Gebirge, wo alle meine Verwandten fortan gern wohnen werden.“ Augenblicklich wehten die Winde, und wie er vorhergesagt hatte, so wurde auch seine Schwester von diesen gegen den östlichen Himmel getragen, wo sie seitdem immer geblieben: — ihr Name aber ist „Morgenstern“.

Mannigfaltiges.

— Französische Vorlesungen in Berlin. Herr von Suzor setzt die Vorlesungen über französische Literatur, deren wir in Nr. 38 des Magazins gedacht, jetzt im Saale des Hotel de Russie fort, wo sich ein gewähltes Publikum, hauptsächlich aus Damen bestehend, am Montag und Donnerstag in den Abendstunden von 7—9 versammelt. In der Vorlesung vom 11. April gab Herr von Suzor eine kurze Recapitulation dessen, was er am 25. März im Saale des Schauspielhauses vorgetragen, wobei er zugleich unserer Kritik und der Bemerkungen, die wir über Einzelnes gemacht, speziell gedachte. Wir sind dem französischen Gaste für die Aufmerksamkeit, die er unseren Worten geschenkt, sehr verbunden und glauben diese nicht besser erwidern zu können, als indem wir seinen Vorlesungen ebenfalls mit Aufmerksamkeit folgen und uns ein Urtheil darüber für den Schluß vorbehalten. Für jetzt also nur so viel, daß Herr von Suzor in den ersten Stunden eine kurze Uebersicht der älteren französischen Literatur, und zwar von der Zeit der ersten Ausbildung der Landessprache — die lateinische Literatur der Karolingischen Epoche also noch ausgeschlossen — bis zum Jahrhundert Ludwig's XIV. gab. Zunächst wies der Vorlesende auf den Unterschied hin, der zwischen den provençalischen Troubadours und den nordfranzösischen Trouvères zu machen, welche Letzteren eigentlich erst in der Sprache geschrieben, die wir heutzutage als französisch bezeichnen, während das Provençalische eben so gut italienisch und spanisch, als französisch genannt werden könnte. Herr v. Suzor empfiehlt zur näheren Kenntniß der französischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts das Werk eines Deutschen, des Herrn Ernst v. Brunnow in Dresden, der insbesondere über die Zeit der Troubadours geschrieben. Daß er bei Erwähnung des 14. und 15. Jahrhunderts vorzugsweise bei Villon verweilte, finden wir ganz in der Ordnung, da dieser der erste originelle Dichter der Franzosen war, welchem er im 16. Jahrhundert den bekannten lebenswichtigen Kammerdiener Franz des Ersten (des Königs, den die Franzosen ihren Père des Lettres nennen), M. de Marot, an die Seite stellte. Auch auf die Erscheinung, daß jede Epoche der französischen Literatur durch ein Dreiblatt geistreicher Frauen ausgezeichnet war, wies Herr v. Suzor hin. Und wie es scheint, wird er den berühmten französischen Dichterinnen und Schriftsteller-

*) Geister oder auch Zauberer, die das Menschengeschlecht entweder lieben und ihm vermöge dieser Zuneigung Gutes erweisen, oder dieselben hassen und ihm in diesem Hassen allen möglichen Schaden zufügen.

rinnen besondere Aufmerksamkeit schenken, was den zahlreichen Damen unter seinen Zuhörern gewiß sehr angenehm seyn wird.

— Das Staatszeitungswesen der Römer. Im neuesten Heft der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ befindet sich ein auch für Leser, die nicht Historiker von Fach sind, anziehender Artikel über das Staatszeitungswesen der Römer, von dem Herausgeber Herrn Dr. Schmidt. Es ist dieser Aufsatz unabhängig von den — wie nachgewiesen wird — später erschienenen Arbeiten Le Clerc's und Lieberkühn's geschrieben. Der Salomonische Ausspruch: „Nichts Neues unter der Sonne“ und der Schillersche: „Alles wiederholt sich nur im Leben“ erhält durch diese geschichtliche Studie eine neue Bestätigung. Die Acta populi Romani diurna, oder auch kurzweg Diurna genannt, woraus unser „Journal“ entstand, enthielten zur Kaiserzeit, wie aus den Forschungen unseres Berichterstatters hervorgeht, 1) Hof-Berichte, wie unter Anderem: die Kaiserin habe geruht, an dem und dem Tage die und die Personen in der und der Weise zu empfangen; 2) Senats-Berichte, die etwa den heutigen Berichten über Stände-Versammlungen und Provinzial-Landtage entsprachen; 3) Volks-Berichte, die bei dem stets wachsenden politischen Indifferentismus der Kaiserzeit sich auf die Beschreibung von Volksfesten, Circus-Spielen und Gladiatorenkämpfen beschränkten; 4) Magistrats-Berichte, z. B. Mittheilungen aus den Verhandlungen vor den Consuln, ähnliche Berichte, wie sie die englischen Zeitungen über die Verhandlungen vor dem Lord-Mayor im Mansion-House enthalten; 5) Vermischte Nachrichten, wie die Beschreibung von Leichenbegängnissen vornehmer Personen, Lokal-Anordnungen, Berichte über Bauten, Naturereignisse und Wunder, merkwürdige Vorfälle und Anekdoten, Hinrichtungen u. c.; 6) Privat-Angelegenheiten, wozu namentlich Anzeigen von Geburts- und Todesfällen, von Ehebindnissen und Scheidungen, doch mit Beschränkung auf die höheren Stände, gehörten. Mitunter ist's gerade so, als ob man eine deutsche Zeitung läse, nur mit dem Unterschiede, daß die römischen Diurna sich vorzugsweise mit den eigenen Lappalien beschäftigten, während unsere Zeitungen ihr Futter meistens aus dem Auslande beziehen.

Bibliographie. *)

Frankreich.

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale, publiées par les soins de M. le duc de Luynes. Texte, par A. Huillard-Bréholles; dessins, par V. Baltard. Fol. mit 25 Kpft. Paris. 120 fr.

L. Dussieux Géographie historique de la France, ou histoire de la formation du territoire français. 8. mit 34 Karten. Paris 1843. 4 fr.

Raphaël de Jesus Castrioto Lusitano, ou historia da guerra entre o Brazil e a Hollanda, durante os annos de 1624 a 1634, terminada pela gloriosa restauração de Pernambuco e das capitánias confinantes. Obra em que se descrevem os heroicos feitos do illustre J. F. Vieira. Nova edição. 8. mit 1 Portr. u. 1 Lithogr. Paris, Aillaud. 9 fr. — Neue Ausgabe eines, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen portugiesischen Werkes. Selbst holländische Historiker, z. B. van Kampen in der Geschichte der Nederlanders buiten Europa, ziehen es bei Erzählung jenes Krieges unbenutzt. Dennoch möchte zu einer unparteiischen Beurteilung desselben der Vergleich eines portugiesischen Berichtes mit den holländischen nicht ohne Nutzen sein. Der Verfasser, geb. 1614, gest. 1693, ein Buchdrucker und Mitarbeiter an der Monarchie Lusitana, war Chronist des Königreichs Portugal; den Titel der ersten Ausgabe obiger Schrift finden wir in einem portugiesischen bibliographischen Werke des J. 1801 also angegeben: Rafael de Jesus Castrioto Lusitano. Empreza, e restauração (sic) de Pernambuco, e das capitánias confinantes. Varios, e bellicos successos entre Portugal, e Belgas acontecidos pelo discurso de 24 annos. Lisboa 1679. 4. — Der Krieg, dessen Held J. F. Vieira, mehr bekanntlich für die Holländer mit dem Verlust ihrer sammtlichen Besitzungen in Brasilien.

E. Bimbenet Relation fidèle de la fuite du roi Louis XVI et de sa famille à Varennes. 8. mit 8 Facsimile. Paris. 7 fr. — Ausführlicher und gründlicher als De Sèze (comte) Histoire de l'événement de Varennes, au 21 juin 1791. Paris 1843. 8.

Souvenirs intimes de M. le comte de Mexnard, premier écuyer et chevalier d'honneur de S. A. R. M^{lle} la duchesse de Berri. 3 vol. 8. Paris. 22 fr. 50 c. — Der Verf., geb. 1769, starb 1842. Als Herausgeberin nennt sich Melanie Walder.

A. Du Mége Histoire des institutions religieuses, politiques, judiciaires et littéraires de la ville de Toulouse. Tome 1. 281 Bog. 8. mit 2 Kpft. Toulouse.

Hippocrate Oeuvres complètes, traduction nouvelle avec le texte grec en regard, collationné sur les manuscrits et toutes les éditions — par E. Littré. Tome 4. Paris. 10 fr. — Kritische Ausgabe, deren erster Theil im J. 1839 erschien.

Vendidad Sade, l'un des livres de Zoroastre, lithographié d'après le manuscrit grec de la bibliothèque royale et publié par E. Burnouf. Fol. Paris, Dumont 1829—1843. 160 fr. — Erschien in 10 Hefungen und in einer Auflage von nur 100 Ex. In einer lithographirten Ausgabe mußte sich der berühmte Orientalist schon deshalb entschließen, weil die Königl. Buchdrucker beim Beginn des Unternehmens noch nicht, wie jetzt, im Besitz von Zerstücken war. Ebenfalls lithographirt und in einer sehr geringen Auflage erschien zu Bombay 1842: The Vendidad Sade of the Parsis in the Zand language but Gujarati character, with a Gujarati translation, paraphrase and comment, according to the traditional interpretation of the Zoroastrians. By the late Främji Aspandiarji and other dasturs. 2 vol. gr. 8. Bombay 1842. Die Kosten dieser Ausgabe trug die dortige Zweig-Gesellschaft der Königl. Asiatischen Gesellschaft (Bombay Branch R. Asiatic Society) und machte mit einem Exemplar derselben der hiesigen Königl. Bibliothek ein Geschenk.

E. Wacken André Chénier, drame en 3 actes. 44 Bog. 8. Paris. — Dies Stück eines Belgiers wurde in Brüssel auf dem Théâtre de la monnaie mit solchem Erfolge gegeben, daß sich die dortige Regierung veranlaßt fand, den Verf. zu seiner weiteren Ausbildung auf ihre Kosten nach Paris zu schicken. Vergl. Mag. Nr. 40. Nr. Belgien. — Hr. Wacken wäre demnach ein belgischer Ponsard, die französische Poesie in Belgien aber ist ein besonderer Zweig der französischen Poesie überhaupt, der auch bereits seinen Geschichtschreiber gefunden.

P. A. Stapfer Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux; précédés d'une notice sur l'auteur, par A. Vinet. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. — Verfasser († 1840) wie Herausgeber gehörten der Schweiz; an.

Neue Auflagen und Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Baucher Méthode d'équitation. 5. édition. — Le Clay Histoire des comtes de Flandre jusqu'à l'avènement de la maison de Bourgogne. Tome 2 u. 3. — de Meneval Napoléon et Marie-Louise. 2. (sehr verm.) édition. 2 vol. 12. — Girault-Duvivier Grammaire des grammaires. 11. édition — par Lemaître. 2 vol. 8.

In Nr. 30. S. 24 v. c. liest: Buchdrucker in Delft.

*) Sammtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Neher u. Co., hier selbst, zu beziehen.